Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1907

226 (28.9.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 40

Visual Library

zeit einen hervorragenden Platz ein und wird auch bei den zeremoniellen Versammlungen betrieben. Zufolge der Eingeborenensage war dieses Spiel schon den mythischen Vorfahren allgemein. Ein anderes Spiel wird mit einem Balle aufgeführt, der aus Stücken von Wallaby- oder Opossumhanf besteht, fest aufgerollt und zusammengenäht mit Sehnen. Es bilden sich zwei Parteien, die aus Männern und Frauen besteht, die zu einer bestimmten Zahl von Freunden gehören. Der Ball wird in die Luft geworfen und die Tendenz des Spieles ist, ihn ununterbrochen in Bewegung zu erhalten, ohne daß er den Boden berührt. In den warmen Monaten bietet das Schwimmen einen guten Zeitvertreib. Die jungen Schwarzen unterhalten sich, genau wie unsere Knaben, damit, zu sehen, wer am längsten tauchen kann. Auf ein gegebenes Zeichen tauchen die Konkurrenten zur gleichen Zeit unter, während einige alte Männer ihr Wiedererscheinen abwarten. Die Schwarzen tauchen stets mit den Füßen voran unter, gerade das Gegenteil von der europäischen Art zu tauchen.

Gesundheitspflege.

Die Behandlung der Milch. Bei der wichtigen Stellung, die die Milch heute einnimmt, sind die Ausführungen über ihre Behandlung von Prof. W. Hempel-Dresden, auf der kürzlich abgehaltenen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte von hohem Interesse. Wir wissen ja, daß sie Salze und Zucker in Lösung enthält, während das Fett und wahrscheinlich auch ein Teil des Lecithins eine Phosphorsäureverbindung, in Emulsion vorhanden sind und das Casein in kolloidaler Form auftritt. Besonderen Wert haben die Fermente, denn ein Teil der im Tierkörper enthaltenen Schutzstoffe geht sicher in die Milch über, sodaß es von Wichtigkeit ist, sie nicht zu zerstören. Schon beim Erhitzen auf 60 Grad verändert sich die Milch nicht unwesentlich, wobei die bakterientötenden Stoffe vernichtet werden. Anders steht es mit dem Gefrieren, denn frische, rein gemolkene Milch und schnell abgekühlte Milch erfährt durch Temperaturerniedrigung bis auf 170 Grad Kälte keine Veränderungen. Kommen solche trotzdem vor, so ist die Milch nicht ganz rein gemolken gewesen oder schon dem Verderben nahe. Hempel behauptet, daß man reine gefrorene Milch mindestens 14 Tage lang aufbewahren könne, dann treten auch hier Veränderungen ein, aber ohne Einwirkung von Bakterien. Wenn sie bei 10 Grad Kälte aufbewahrt wurde, so hatte sie den größten Teil ihrer Bakterien verloren und war sogar bakterienfrei geworden. Die schon mehrfach geübte sofortige Abkühlung der Milch, die man indes möglichst rein zu gewinnen suchen muß, und die Einrichtung von Kühlwagen für Transportzwecke würde also immer noch den Vorzug vor anderen Aufbewahrungsmethoden verdienen. — Schließlich tritt Hempel der Ansicht entgegen, daß die fettreichste Milch die beste sei. Das gerade Gegenteil ist der Fall, denn in ihr sind die Fettkügelchen bedeutend größer als in der fettarmen, wodurch die Milch nur schwerer verdaulich wird. Die Bestrebungen vieler Volksfreunde, in den Familien die Magermilch, die wesentlich billiger als die Vollmilch ist, zur Geltung zu bringen, haben demnach ihre vollste Berechtigung.

Hauswirtschaft.

Die Gefährlichkeit des Benzins. Es scheint, als ob das Benzin in der letzten Zeit als ein höchst gefährlicher Freund des Menschen nach verschiedenen Richtungen hin erkannt ist. Seine große Feuergefährlichkeit hat anläßlich eines Falles in Leipzig zu dem Verbote seines Gebrauches im Friseurbetriebe usw. geführt. Jetzt wird von Dr. Senger auch seine Giftigkeit in der Berl. Klinischen Wochenschrift hervorgehoben. Man benutzt Benzin mit Vorliebe, um Verunreinigungen der Haut, namentlich fettreiche, zu beseitigen. Senger ist durch die Vergiftungsgefahr bei einem Kinde, dem er vor der Entlassung aus der Klinik eine Paste von der Oberlippe mit Benzintupfer wischen wollte, darauf gekommen, Untersuchungen über die Gefahren der Einatmungen des Benzins anzustellen. Er atmete selbst kurze Zeit durch eine Esmarch'sche Maske etwas ein und machte an sich die Erfahrung, daß sein Kopf bald etwas schwer wurde, sich Kopfdruck und etwas Benommenheit, wobei der Atem beengt und knapp wurde, einstellten, sich das Gesicht rötete und er das Gefühl von Brechneigung bekam. — Es ist wohl angebracht, auf die Gefahren des Benzins für Kinder hinzuweisen, bei denen es zuweilen gegen Trichinen innerlich und gegen Würmer in Klistierform angewendet wird. Senger tritt dafür ein, bei der Hautreinigung für chirurgische Zwecke Benzin für zarte Kinder, die während der Reinigung notwendig seine Dämpfe einatmen müssen, also im Gesicht, gar nicht zu verwenden. — Die Kenntnis seiner Gefahr dürfte vielleicht bei dem großen Verbrauche des Benzins in unserer Zeit des Automobilismus für größere Kreise nicht unwillkommen sein.

Allerlei.

Ein mechanisches Gesicht. Aus Paris wird berichtet: Ein französischer Arzt, Dr. Delair, hat den Mitgliedern der französischen Akademie für Medizin einen Mann vorgestellt, dessen Kinn, Unterkiefer, Lippen, Oberkiefer und Nase durch einen künstlichen Mechanismus ersetzt sind. Durch einen Schuß mit einer Vogelflinte, die sich plötzlich entlud, war dem Manne der ganze untere Teil des Gesichts zerschmettert und auch die Zunge verletzt worden; ihm ist nun in erstaunlich gelungener Weise das Gesicht wiedergegeben. Der Mechanismus besteht aus vier Teilen, und zwar aus einer silbernen Rinne, in der die unteren Zähne befestigt sind und die sich wieder an einen zinnernen Apparat anschließt, der die übrigen Zähne zusammenhält; dann aus einem zweiten Stück aus Hartgummi und Gold für die obere Zahnreihe, das mit zwei kleinen hornartigen Klammern befestigt ist, die die Nasenlöcher ausfüllen. Der dritte Teil dieses mechanischen Gesichts besteht aus dem Kinn und der Unterlippe, die in Kautschuk ausgeführt und ganz natürlich bemalt sind. Das Kinn wird durch einen falschen Bart verdeckt. Hinten sind an diesem Teil eine Reihe von kleinen Schrauben angebracht, die durch die Löcher des Zahnstückes gehen und Kinn und Lippe mit dem künstlichen Oberkiefer und Gaumen zusammenhalten. Das vierte und letzte Stück des Apparates besteht aus der Oberlippe und der Nase und ist ebenfalls in gemaltem Kautschuk ausgeführt und durch einen Schnurrbart verdeckt. Vermöge dieser komplizierten Vorrichtung ist es dem Mann möglich, seine Nahrung mit Behagen zu kauen, und auf eine gewisse Entfernung hin ist sein Gesicht von einem natürlichen Antlitz nicht zu unterscheiden. Die einzelnen Stücke kann er selbst abnehmen und er wäscht sie täglich mit Wasser und Seife.

Diese glücklich gelungene Operation steht freilich einzig da, aber künstliche Augen, Ohren, Nasen und Kiefern, ja sogar Backen und Backenknochen werden bereits vielfach angewandt. Besonders die Fabrikation künstlicher Nasen ist weit fortgeschritten und hauptsächlich für Lupuskranke sehr nützlich. In der Abteilung des Londoner Krankenhauses, in der Hautkranke mit Finsenlicht behandelt werden, wird ein besonderer Verfertiger solch künstlicher Nasen beschäftigt. Er ist ein früherer Kunsttischler aus Yorkshire, der seine Nase durch Lupus verlor und so auf den Gedanken kam, einen künstlichen Ersatz dafür zu schaffen. Er verfertigte Nasen, Ohren u. a. aus Aluminium, das viel leichter und besser ist als das früher verwendete Zelluloid oder Wachs, bemalt die Nasen sorgfältig, so daß sie wie natürlich aussehen und gibt ihnen durch ein paar feine Aederchen den Schein der Naturtreue.

Die Erfordernisse eines gesundheitsgemäßen Schuhwerks. Die Reform unserer Kleidung hat sich naturgemäß auch auf das Schuhwerk zu erstrecken, was ohne weiteres klar ist, wenn man die vielen verbildeten Füße sieht, sowie die eleganten spitzen Stiefel und Schuhe an den Füßen unserer Gigerl und in den Schaufenstern größerer Schuhwarenfabriken bewundern darf. Dr. Lengfellner macht in der „Medizinischen Klinik" darauf aufmerksam, daß der Kernpunkt bei der ganzen Schuhwerksreform in dem Schuhgelenk liegt, d. h. in dem Teil des Schuhes, der dem Fußgewölbe entspricht. Die Wölbung der gebräuchlichen Leisten setzt immer ganz plötzlich und viel zu weit vorn ein, endet aber auch ebenso plötzlich und wieder viel zu weit am vorderen Ende. Dadurch, daß entweder im Schuhwerk keine Wölbung ausgearbeitet wird, oder dadurch, daß diese nie der Fußwölbung entspricht, findet der Fuß keinen richtigen Halt und rutscht nach vorn und den Seiten beliebig ab. So kann es dann nicht ausbleiben, daß an allen Ecken und Enden Druckschmerzen entstehen, die man nur dem engen Schuhwerk zuschob, ohne die eben erwähnten Umstände zu berücksichtigen. Der Grund, weshalb Schuhe oft bei festem Maße drücken, liegt also nach Lengfellner in der Nichtausarbeitung oder der falschen Ausarbeitung der Schuhwölbung. Wird hierauf genügend acht gegeben, so braucht unsere Fußbekleidung weder vorn einige Zentimeter zu lang, noch auch sonst zu weit zu sein.

Druck von Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 40. Karlsruhe, Samstag den 28. September 1907. 27. Jahrgang.

Vaterlandsliebe.*)

Von Ludwig Thoma.

In der Schule wurde sie uns gezeigt, als Tugend des Leonidas, der kämpfend fiel; als Eigenschaft römischer Feldherren und ihrer Gegner; als Merkmal des einäugigen Siegers von Cannae.

Und jener Gymnasiallehrer mit dem blonden Barte stimmte seinen Baß um etwas tiefer, als er vom Cheruskerfürsten Hermann sprach.

Dem obersten Vertreter deutscher Vaterlandsliebe.

So wurde sie uns vorgeführt als eine Sache, die zusammenhängt mit dem Getümmel der Schlachten, mit Fürsten und Heerführern.

Der Knabe hörte es willig und sog Bewunderung mit vollen Zügen ein.

Stolperte auch an der Hand des Lehrers über allerlei seltsame Widersprüche und konnte nicht sehen, wie oft allein die Herren Landesväter bei dieser Art von Vaterlandsliebe ihr Gedeihen fanden.

Und mußte uns Tilly als vaterländischer Held gelten, so haben sie vielleicht in Hessen die Namen jener Generale auswendig gelernt, die mit den verkauften Bauernbuben gegen Washington manöverierten.

Seit 1870 pfeift der Wind aus einem anderen Loche, und wenn es der hochwürdige Schulinspektor nicht verbietet, darf die Glorie des Hohenzollernhauses einen schwachen Schein auch über die Donau werfen.

Das Verzeichnis der großen Patrioten enthält jetzt bedeutend mehr Namen als vor fünfzig Jahren.

Aber auch ihre Taten sind Schlachten und wiederum Schlachten. Die Jugend erfährt nichts vom Heldentume der Arbeit, von ihrem Segen, ihrem Verdienste um das Vaterland.

Sie weiß nicht, daß jene am stärksten lieben, die für die Heimat arbeiten und darben.

*

„Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe." Darum lernt der halbwüchsige Junge, wann Theoderich den Odoaker, wann Heinrich den Otto schlug.

Er kennt fremdklingende Namen von Städten in Frankreich, Italien, Spanien, weil vor ihren Mauern Blut geflossen ist. Aber er weiß nicht, wer den Boden urbaar gemacht hat, auf dem sein väterliches Haus steht. Niemand zeigt ihm uralte Ordnung in Feldern und Gärten, niemand den kunstfreudigen Sinn der Väter, der selbst im bescheidensten Feldkreuze erkennbar ist.

Der begabte Schüler steht ehrfürchtig vor dem Hause, aus dessen Fenstern Gustav Adolf zu schauen gerühte; die Schauer vaterländischer Geschichte umwehen ihn beim Anblicke der Schwedenkugel, die über dem Stadttore eingemauert ist.

Am Kreuzwege erhebt sich ein Denkstein. Hier hat ein Königssohn Abschied genommen von seiner Frau Mama.

Oder dort fiel der letzte Sprosse eines alten Geschlechtes nach einer längeren Rauferei.

Die Geschichte unseres Vaterlandes.

Aber redet sie nicht ehrwürdiger zu uns aus den wettergebräunten Balken des Bauernhauses, an dem der Junge achtlos vorüberschreitet?

Sein hochgegiebeltes Dach schützt ein Geschlecht, das seit Urzeiten den Acker furchte und uns den Boden fruchtbringend erhielt.

Währendem unsere Herren über die Blachfelder Europas sprengten, Reiche zerstörten und Reiche gründeten, von denen nur mehr der Name erhalten ist, fand hier deutsche Art ihre sichere Stätte. In den niederen Stuben erhielt sich die Sprache der Väter, erhielt sich lebendig so manches köstliche Besitztum unseres Volkes.

Auch dann, als fremde Mundart wie fremde Gesinnung in die Paläste der Fürsten einzog, die uns heute als Repräsentanten der Vaterlandsliebe gelten wollen.

Was wäre die Heimat ohne die zähe Liebe der Armen.

Wir müssen heute Millionen von ihnen ausscheiden aus der Gemeinschaft der Deutschen.

Als vaterlandslos und international.

Den großen Herren war es wohl verstattet, ihre selbstsüchtigen oder ehrgeizigen Ideen in das Ausland zu tragen und sie dort unter Preisgabe deutscher Wohlfahrt zu verfolgen; die Repräsentanten der Vaterlandsliebe mochten die Fremden ins Land holen, um sich Vorteile zu erringen.

Sie werden trotzdem Gegenstände unserer angestammten Liebe bleiben.

Der Arbeiter ist vaterlandslos, wenn er menschenfreundliche Gedanken über die Grenzen trägt.

Wohl rührt er unablässig die Hände für die Heimat, aber Taten beweisen nichts, wo Phrasen herrschen.

Wir haben die Vaterlandsliebe kennen lernen als ein Gefühl, das nur beim Schmettern der Trompeten mächtig wirkt.

Wie könnte sie vereinbar sein mit der Verbrüderung der Völker? Liebe zur Heimat und Liebe zur Menschheit sind unüberbrückbare Gegensätze.

So kann man verstehen, mit welchem Hohne Bebel und Vollmar überschüttet wurden, als sie sich in Stuttgart zum Vaterlande bekannten.

Haben wir Deutsche nicht seit Dezennien gelernt, die Vaterlandsliebe als Monopol einzelner Parteien zu betrachten?

Prägen wir nicht fort und fort unserer Jugend ein, daß Vaterlandsliebe begrifflich zusammenhängt mit blutigen Schlachten, mit Fürsten und Heerführern.

*

„Hervé meint, das Vaterland sei nur das Vaterland der herrschenden Klassen und ginge also den Proletarier nichts an . . . Es ist noch eine große Frage, wem das Vaterland gehört. Das ganze Kulturleben entwickelt sich doch nur auf der Grundlage der Muttersprache, auf dem Boden der Nation." (Bebel.)

„Es ist nicht wahr, daß der Internationalismus Antinationalismus ist. Es ist nicht wahr, daß wir kein Vaterland haben. Die Liebe zur Menschheit kann uns in keinem Augenblicke daran hindern, gute Deutsche zu sein." (Vollmar.)

Ein höhnisches Lächeln um alle konservativen Mundwinkel.

Aber doch ist die Wahrheit nicht kurzerhand abzuweisen, daß keine soziale oder politische Ueberzeugung die Vaterlandsliebe ausschließt.

Wer das Bestehende ändern will, um Besseres zu erringen, sucht der Heimat zu nützen.

Vaterlandslos ist nur der Egoismus.

Darf diese Eigenschaft dem Arbeiter nachgesagt werden, der sich Entbehrungen auferlegt und Opfer bringt, um den Nachkommen ein schöneres Los zu erringen?

Handelt er damit nicht als wahrer Patriot?

Vaterlandslos?

Wie sollte es der Arbeiter sein?

Er haftet an der Scholle, hängt mit allen Fasern an der kleinen, kindergefüllten Hütte.

Seine Wünsche gehen nicht über den engen Raum hinaus, dem seine Arbeit gehört.

Weil seine Religion der Glaube an eine Zukunft ist, in der sich die Menschen nicht mehr wie Tiere zerfleischen, heißt man ihn vaterlandslos.

Wie heimatliebend sind doch die Großen dieser Erde!

Wie wurzeln sie tief in unserem Boden.

Irgend ein Balkanstaat bedarf eines Fürsten.

Das prinzengesegnete Deutschland liefert ihm den Souverän, und vom ersten Tage an fühlt sich der Glückliche voll und ganz verwachsen mit den Interessen des neuen Landes, und nichts wird ihn abhalten, wider die alte Heimat Bündnisse zu schließen.

Aber er wird auch dort von „Vaterlandsliebe" in hohen Tönen sprechen.

*) Aus der neuesten Nummer des „März".

Wie sind sie deutsch geblieben, der Prinz-Gemahl von England, der König der Belgier und manche andere!

Tief hinten in Rußland liegen ein paar schwäbische Dörfer. Wenn einer dorthin kommt, kann er es so deutsch haben wie daheim um Blaubeuren herum. Durch Jahrhunderte erhielten die armen Häusler Sitten und Gebräuche und Sprache der Heimat.

Vielleicht errötet vor ihnen die stolze Prinzessin, die am ersten Tage die deutsche Haut abstreifte.

*

Ich will nicht den Finger an die Nase legen und fragen, was Vaterlandsliebe ist.

Früher einmal, da hätte ich schnell die Antwort gehabt.

Fehrbellin und Leuthen und Sedan.

Und noch ein paar Namen dazu.

Aber heute will mir das nicht mehr langen.

Es wird mir deutscher ums Herz, wenn ich einen schlichten Arbeiter sehe, oder einen Bauern, dem die Hand am Pfluge hart geworden ist, ob[illegible] mir der schönste General begegnet.

Denn es ist [illegible] eine große Frage, wem das Vaterland gehört.

Aus fernen Zonen.

Land- und Seestudien von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

Jerusalem bei Nacht.

„— — Leb' wohl denn! . . . Während unser Schiff von dannen zieht und weithin glühendes Abendrot mehr und mehr die sinkende Küste Palästinas vergoldet, denke ich, auf dem Verdeck sitzend, immer und immer an mein Jerusalem, das ich — nie wiedersehen werde. Jetzt erscheint es mir wie eine majestätische Sonne, die über einer Schmutzlache untergeht."

Vor einigen Jahren, nach einem flüchtigen Jerusalemer Besuch, habe ich diesen „Abschied für immer" aufs Papier geworfen.

Und heute? . . . Da guckt der tiefblaue leuchtende Himmel der Stadt Davids von neuem auf mein Manuskript. Ach, Menschen und Länder gibt es, denen sollte man nie für immer Lebewohl zurufen!

Gewiß — viel Tinte und Papier wurde im Wandel der Jahrhunderte zu umfänglichen Schilderungen über all die geweihten Stätten verbraucht. Bei meinem Schlendrian durch Palästina suche ich möglichst neue Pfade zu neuen Stoffgebieten und deren gibt es in diesen Landen in reicher Fülle.

Einst schilderte ich „Chicago bei Nacht", schilderte ich später „Kapstadt bei Nacht" und „Tunis bei Nacht". Heute gilt meine Nachtstudie der Stadt Jerusalem.

Abends gegen 11 Uhr. Ich sitze in einem arabischen Café — ehemals mit seinen düsteren Spitzgewölben und vielfach beschädigten Pfeilern eine Karawanserei. Ringsum auf den niedrigen Schemeln wasserpfeiferauchende Türken, die ab und zu aus winzigen Tassen schwarztunkigen Mokka hinunterschlürfen, sonst aber in größter Spannung dem lustigen Said Hassan lauschen, einem wahren Prachtkerle von orientalischem Märchenerzähler. Das düstere Café markiert nach Kräften das öffentliche Jerusalemer Nachtleben — dies Café, in Gesellschaft einiger schmutziger Weinspelunken, so ziemlich mutterseelenallein.

Begleitet von einem Dragoman, trete ich hinaus in die Finsternis . . . Hoch am Himmelsgewölbe wandelt unweit des „Orion" groß und leuchtend der Vollmond, flimmert ein Riesenbaldachin blitzender Sterne.

So weit ich auch die winkeligen Schmutzgäßchen entlang ziehe — Jerusalem schläft: schläft mit seinen mächtigen, tausendjährigen Erinnerungen, schläft mit seinem grellen Gemisch der in seine Mauern zusammengedrängten Religionen und Konfessionen — es schlafen helle Begeisterung, leidenschaftlicher Fanatismus, naive Einfalt, inbrünstige Anbetung — Jerusalem schläft, tief und fest.

Ach, was man da alles aufstöbern könnte! . . .

Dahin gehts, durch lange, schaurige, überwölbte Gäßchen, in die kein Mondschein kriecht; dann durch hochgespannte Schwippbogen, treppauf, treppab und wieder treppauf, hinüber in andere Gäßchen, Schmutzhaufen von zusammengeknäulten, schlafenden Hunden füllen die Mauernischen, dicht benachbart residieren schlummernde Katzen — alles Getier in treuer Kameradschaft durch den gemeinsam quälenden Hunger.

Vorüber an der Kirche des heiligen Grabes mit ihrem verwetterten Portale; vorüber am Markt für Rosenkränze und Weihekerzen . . . Grelles Mondlicht flirrt auf weißgelblichen Steinplatten, welche von aufsprossenden Grasgirlanden umwunden sind, flirrt und glitzert in zaubervollem Glanze.

Ich biege um hohe, starrtrotzige Mauervorsprünge, alles wie geschaffen zum Straßenkampfe. In meiner erregbaren Phantasie ist mir, als sehe ich die begeisterten Scharen der Kreuzfahrer todesmutig kämpfen, als höre ich Verwundete und Sterbende schreien, als starren mir schlachtumtobte Barrikaden und Schießscharten und Haufen von verstümmelten Leichen entgegen.

Feierliche Traurigkeit, pompöser Trübsinn, majestätischer Schwermut ringsum.

Jetzt stehe ich vor der gewaltigen, altersgrauen Stadtmauer und dem Zionstor mit seiner verschlafenen Schildwache.

Hier verlasse ich die innere Stadt und wandere hinaus ins Freie. Talwärts führt im Mondschatten mein Weg, die ernste Mauer entlang, deren scharf gezeichnetes Gezack sich grell abhebt von dem mächtigen Himmel . —

Tiefe Mitternacht und schauervolle Einsamkeit. . . .

Plötzlich von der Stadt her dröhnender Glockenschall — ernst, feierlich, weihevoll, nur zuweilen durchschrillt von eiligem Gebimmel.

Was soll das, jetzt in tiefer Nacht? . . . Ja, wer es wüßte! Glockengeläute steckt locker in den Glocken von Jerusalem.

Weiter abwärts, über feuchtes Geröll, zerbröckeltes Getrümmer, übelduftenden Schutt — Jahrtausende alten Schutt, der die Herrlichkeit Salomons gesehen, vorbei an mageren Olivenbäumen, immer abwärts. . . .

Dort unten düstern die Umrisse des Dorfes Siloa, und weiterhin ragen die Höhen des „Berges des Aergernisses" und des Oelbergs empor . ..

Und unaufhörlich diese weihevolle Stille . . .

Aber nein — plötzlich kommt für einige Augenblicke nochmals etwas Leben in dies Schweigen. Rauhe Stimmen schallen über die Gelände; es sind Schafwächter, welche von verschiedenen Punkten aus einander anrufen. Wütendes Hundegebell vom „Berg des Aergernisses" her schreckt auf, und Hundegebell kläfft vom Oelberg herüber als Antwort . . . Horch? . . . Nichts . . . Wieder die alte, schwermütige, verdrossene Schweigsamkeit. —

Jetzt unten im Tal. Wohin der Blick geht — Steinplatte an Steinplatte, alle beschrieben mit hebräischen Schriftzeichen. Tausende und tausende frommer Israelitin ließen sich seit Jahrhunderten in diesen Talhängen — im „Platz des Weltgerichts" — begraben, damit sie gleich zur Stelle sind, sobald am jüngsten Tage die Posaunen erdröhnen. Die anderen Menschen, die armen, müssen sich — traditionsgemäß — von ihren Begräbnisstätten aus erst mühselig hierher schleppen . . . So sammelten sich im Laufe der Jahrhunderte Knochen an Knochen, und die Grabsteine zerbröckeln.

O, aber jetzt! . . . Hehre Weihe erblüht auf allen Blumenbeeten des Herzens; erregter klopft es in der Brust; die Pulse fliegen: vor mir erscheint das ehrwürdige Gemäuer des Gartens Gethsemane. Jetzt stehe ich an der Stelle, wo die Jünger schliefen. . . und jetzt, wo Jesus betete: „Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir" . . und jetzt, wo Judas Ischarioth Jesus küßte . . .

Jäh erwachender, kühler Wind rüttelt an den finstern, in die Mondnacht hineinstechenden Zypressen und an den uralten, zerborstenen und steinumdämmten Olivenbäumen, die wohl Zeugen jener Leidensnacht gewesen. —

Die weiße Straße herab bewegt sich eine Patrouille vermummter, beinahe räubermäßig ausgestatteter türkischer Soldaten mit übergehängten Gewehren und einem Gefolge von allerhand Gesindel — ein unheimlicher Zug, der mich an jene Horde römischer Kriegsknechte erinnert, die da kamen mit Schwertern und Stangen, um Jesus gefangen zu nehmen.

Wie ich mich von Gethsemane entferne, fühle ich mich in diesem Lodestal verlassener denn je. Ach, ich möchte jetzt mit einem warmfühlenden Herzen sprechen und eine teure Hand drücken!

Doch da ich niemand habe, will ich wenigstens das Echo wecken. „Halloh!" rufe ich kräftig über das trotzige Gemäuer, und „Halloh!" schallt es kurz und dünn zurück. Dafür heulen aber von verschiedenen Seiten mehrere Meuten von Hunden nun so wütender auf. —

Jetzt noch ein wenig den Oelberg hinan.

Unter einem dicknorrigen Olivenbaum, dessen breites Geäst vom Mondlicht durchblitzt wird, mache ich Halt. Ich befinde mich an jener Stelle, wo Christus, nach der Tradition, die Stadt ansah und über sie weinte.

Hinüber blicke ich über das ganze schlafende Jerusalem . . . Drüben, in zauberhaftem Gedämmer, die nachtblaue Kuppel der Omar-Moschee, die schlanken Minarets, die weithin gedehnte Stadtmauer. Weiter hinauf, allmählich in welche Nacht verschwimmend, das krause Gewirr von steinernen Häusern mit den vielen Kirchen und Moscheen und Synagogen . . . Mir ist, als blicke ich hinab auf das geweihteste Blatt eines Riesenbuches, dessen Autoren die Jahrtausende sind. —

Zurück in die Stadt.

Ich passiere den türkischen Kirchhof, der sich jäh nach dem Kidrontal herabsenkt. Ueberall grobgemauerte Steingrabhügel, und darüber märchenhaft flimmernde Morgengedämmer. Keine dunkelnden Zypressen, keine hochragenden Denkmäler über den weißen, gleichförmig gemauerten Grabhügeln; aber auch nichts Gespenstisches, nichts Schreckendes, eher etwas Anmutendes — das Ganze eine fröhlich gestimmte Strophe des ewigen Totengesanges. Daneben dichte Hecken von Riesenkakteen, welche ihre unförmigen Schatten auf die dahinter aufdüsternde Stadtmauer werfen, die allerhand Nachtvögel umflattern . . .

Körperlich etwas ermüdet, zwänge ich mich durch das angelehnte, eisenbeschlagene Stephanstor und bin bald auf dem Leidensweg, der „Via Dolorosa" . . Noch lange ziehe ich dahin auf den schweigsamen Gassen. —

Jetzt gegen Morgen.

Langsam erbleicht das Mondlicht. Die scharfen Linien der Steinhäuser, die Umrisse der Davidsburg, Kupeln und Türme erscheinen in größerer Schraffierung und verwandeln sich in unförmig verschwommenen Massen.

Bald aber dämmert über dem Oelberg zartes Frührot herauf, das herrlichste Morgenstunden verheißt.

Ich trotte heimwärts — nach der Terrasse meines Hotels. . . . .Schlafen — unmöglich . . . Während der östliche Himmel mehr und mehr entflammt, hellrosig, aufloderND, glutvoll, sitze ich auf einer Bank, schließe die Augen und denke an Friedrich Nietzsche — lange, lange — —

Dann zünde ich mir eine Zigarette an und starre den Rauchwölkchen nach, die sanfter Morgenwind von dannen trägt . . .

Die Angst vor der Hoheit.

Von dem Bürgermeister einer kleineren Gebirgsstadt wird zurzeit „in Hofkreisen" folgendes Geschichtchen erzählt: Prinz N. war während des Manövers mehrere Tage in dem reizenden und wegen seiner idyllischen Lage von den Münchenern gern besuchten Gebirgsstädtchen X. einquartiert, und die würdigen Gemeindeväter beschlossen, dem während seines kurzen Aufenthaltes sehr beliebt gewordenen Prinzen vor seinem bevorstehenden Abgange eine kleine Ovation darzubringen. Dessentwegen sollte auch das Gemeindeoberhaupt an den Prinzen eine kurze Ansprache richten. Trotzdem nun unser Bürgermeister zwar den üblichen Anforderungen eines Ortsvorstandes in jeder Weise und zur allgemeinen Zufriedenheit entsprach, wofür schon der Umstand Zeugnis ablegte, daß er schon zum dritten Male als Sieger aus der Wahlurne hervorging, so hatte er doch auch wieder wie jeder Sterbliche seine schwachen Seiten. So war er beispielsweise weit davon entfernt, ein Cicero oder gar Demosthenes zu sein, kurz, das Redeschwingen war sein größter Greuel, und wer von ihm eine Rede forderte, der hatte seine Achillesferse getroffen.

Und doch — hilf, was helfen mag — es mußte geredet werden. Lange wollte der Bürgermeister allerdings der unangenehmen Sache durch Vorschützen von plötzlicher Erkrankung aus dem Wege gehen, aber endlich, zumal man ihm von Orden und Titel sprach, wonach es den ehrgeizigen Mann schon längst gelüstete, entschloß er sich doch dazu, in den sauren Apfel zu beißen. Um ihm die schwierige Obliegenheit nach Möglichkeit zu erleichtern, wurde im hohen Rate beschlossen, ihm den Gemeindeschreiber als Souffleur beizugeben. Das Festprogramm wies als dritte Nummer nach Ueberreichung eines wirklich prachtvollen Alpenrosen- und Edelweiß-Strauses durch ein schmuckes Gebirgskind und nach Intonierung der Königshymne die Ansprache des Ortsvorstandes auf. Tadellose Ruhe herrschte, als der Redner, dem man die große Verlegenheit vom Gesicht ablesen konnte, das Podium betrat und dann, gesenkten Hauptes wie eine Trauerweide, eher einem Delinquenten auf dem Schaffott, denn einem Festredner gleichend, dastand. Hinter dem Podium war ein hübsches Pflanzenarrangement aufgestellt, welches den dahinter stehenden Souffleur verbarg. Und der Bürgermeister sprach: „Königliche Hoheit! — — — Königliche Hoheit! — Pause — Königliche Hoheit!" — Wieder Pause.

Die Aufregung des zitternden Bürgermeisters bemerkend lispelte jetzt der Stadtschreiber durch das Laubdickicht des Pflanzenarrangements: „Fassen Sie Mut und stehen Sie hin wie ein Mann." Diese Worte wurden irrtümlicherweise von dem konfusen Bürgermeister für den Anfang der Rede gehalten und sich einen sichtlichen Ruck gebend, laut, gegen die Hoheit gewendet, wiederholt. Der Souffleur war über diesen grenzenlosen Unsinn ganz verblüfft und lispelte ihm rasch zu: „Was machen Sie denn für Dummheiten?" Der Bürgermeister, nun mehr kopflos geworden, wiederholte auch diese Worte, und zwar noch lauter. Der Stadtschreiber, nun ganz außer Fassung gebracht, lispelte ihm nun zum dritten Male und zwar ganz energisch zu: „Halten Sie ein mit Ihrem Unsinn und merken Sie auf; Sie blamieren uns alle unsterblich". Der Bürgermeister, ganz geistesabwesend und mit den Händen wie nach einem Anhalt suchend, in der Luft herumfuchtelnd, hielt auch diese Zurechtweisung für einen Teil der Rede und wiederholte auch sie angstschweißschwitzend. —

Wir wissen nicht, ob dem Festredner für seine bis jetzt gewiß unerreicht dastehende Leistung Orden und Titel verliehen wurden!

Aus allen Gebieten.

Naturwissenschaftliches.

Ueber die Bestimmung des Geschlechtes nach Versuchen mit höheren Pflanzen führte auf dem in Dresden tagenden Naturforscherkongreß der berühmte Leipziger Gelehrte Professor Correns unter Demonstration einiger bemerkenswerter Bastarde aus: Nach allen kritischen Versuchen früherer Forscher muß das Geschlecht der Nachkommenschaft getrenntgeschlechtiger Organismen im allgemeinen nach der Befruchtung schon entschieden sein. Es kann sich nur darum handeln, ob es schon vor der Befruchtung in den Keimzellen unveränderlich bestimmt ist, ob es bei derselben entschieden wird oder ob die Keimzellen zwar bestimmte geschlechtliche Tendenzen besitzen, die definitive Entscheidung aber erst bei ihrer Vereinigung zum Embryo fällt. Die Geschlechterbildung bei Embryonen, die sich ohne Befruchtung entwickeln, beweisen für das Verhalten befruchtungsbedürftiger Keimzellen nichts Sicheres. Eine Entscheidung läßt sich durch Bastardierung getrenntgeschlechtiger Arten mit zwittrigen und einhäufigen bringen. Hauptversuchsobjekte waren Zaunrübenarten.

Auf die sehr ausgedehnten Experimente selbst kann in der Kürze nicht eingegangen werden. Die kritische Diskussion der Ergebnisse zwingt zu dem Schluß, daß die weiblichen Keimzellen (Eizellen) sämtlich die gleiche Tendenz haben, weibliche Individuen hervorzubringen, die männlichen Keimzellen (Pollenkörner) dagegen zur Hälfte die Tendenz, männliche und zur Hälfte jene, weibliche Individuen hervorzubringen. Die eigentliche Entscheidung fällt erst bei der Vereinigung der Keimzellen; besitzen sie gleiche Tendenz — es kann das nur die weibliche sein —, so entsteht ein weibliches Individuum, besitzt die männliche Keimzelle dagegen eine andere Tendenz als die weibliche — es kann das nur die männliche sein —, so entsteht ein männliches Individuum, indem diese männliche Tendenz über die weibliche der Eizelle dominiert. Das männliche Individuum kann dann bei der Keimzellbildung (Reduktionsteilung) wieder Keimzellen mit der einen oder der anderen Tendenz liefern, das weibliche Individuum, das aus der Vereinigung von Keimzellen gleicher Tendenz hervorgegangen ist, nur Keimzellen mit einerlei Tendenz, wieder der weiblichen.

Auch Vererbungsversuche mit den Uebergangsstufen zwischen Zwittrigkeit und Getrenntgeschlechtigkeit, die bei manchen Pflanzen vorkommen, zeigen einstweilen wenigstens soviel, daß rein weibliche Individuen lauter gleichartige Keimzellen mit der Tendenz zu weiblichen Individuen hervorbringen. Wieweit sich diese für höhere Pflanzen gewonnenen Resultate verallgemeinern und auch auf das Tierreich ausdehnen lassen, bedarf noch weiterer Studien.

Völkerkunde.

Spiele und Unterhaltungen der Eingeborenen Australiens. Unter den Vergnügungen der Männer nimmt das Ringen ist